



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der Kaiser in Gent. Scheitern der französischen Freundschaft

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Januar mit ihm in den Niederlanden zusammenzutreffen. Alle jene dynastischen Fragen, die ja Ferdinand sehr mit angingen, wollte man im Familienrat besprechen. Dahin gehörten auch Marias immer wieder erneute Ansprüche auf ihre Mitgift und ihr ungarisches Wittum.

Die Königin Marie kam ihrem Bruder schon nach Valenciennes entgegen. Sie hatte mit ihm noch andere sehr ernste Dinge zu regeln.

Der Kaiser in Gent. Scheitern der französischen Freundschaft

Seit mehr als zwei Jahren lebte die Stadt Gent in offenem Konflikt mit der Regierung, und aus diesem Konflikt und seinen tieferen Voraussetzungen hatten sich sehr radikale Erscheinungen in der Stadt ergeben. Es liegt viel Allgemeines darin, und weite Vergleiche stellen sich ein. Wie vor Jahrhunderten bei den Kämpfen Kaiser Friedrichs des Hohenstaufen um die Stadt Mailand spielten wirtschaftliche Dinge eine kaum geringere Rolle als die aufsteigende Idee des Fürstenstaates gegen die alte Welt der kleinen Räume und der Privilegien. In Gent handelte es sich freilich nicht wie bei dem Mailand des 12. Jahrhunderts um eine aufwärts strebende Entwicklung, sondern eher um ein Sinken, wie bei Lübeck. Die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichts von Flandern nach Antwerpen brachte in dem industriellen Gent einen Rückgang der Aufträge, peinliche Arbeitslosigkeit und schwindende Finanzkraft der öffentlichen Hand mit sich. Dergleichen pflegt politische und soziale Gereiztheiten zu erzeugen. Die Stadt besaß eine sehr demokratische Verfassung, insofern die „Drei Glieder“ aus Bürgern, Zünften und Wollwebern bestanden; wirkliche Weber gab es zwar nur noch wenige, aber an ihre Stelle waren andere Arbeiter getreten, besonders aus dem Transportgewerbe. Die Vertreter der „Drei Glieder“ saßen gemeinsam in der Volksversammlung, der Collace.

Die laufenden Geschäfte lagen bei den 26 Schöffen, 13 auf jeder Bank; von diesen wählten die Bürger nur drei, die Zünfte und Weber je fünf.

Nun erinnern wir uns, daß der letzte französische Krieg in Artois sehr scharfe und häßliche Formen angenommen hatte und die Regierung der Königin sich lange Zeit in äußerster Verlegenheit befand. Sie erhielt Bewilligungen der Stände zur Landesverteidigung, aber die Stadt Gent hatte sich ausgeschlossen. Die Königin atmete auf, als der Waffenstillstand von Bomy gesichert war, der vom 30. Juni 1537 an lief. Indessen, die finanziellen Nöte endeten natürlich

nicht mit der Waffenruhe, und der Königin lag viel an dem Anteil, den Gent im Gegensatz zu den anderen Ständen von Flandern versagte. Mindestens ebenso sehr erregte sich aber auch die Stadt, die jede von ihr nicht bewilligte Zahlung ablehnte und die Sache von der grundsätzlichen Seite immer mehr zuspitzte. Es war auch keine Verbesserung der Lage, daß sie in diesen Verhandlungen anbot, Leute zu stellen statt Geld, denn Marie setzte den Vertretern der Stadt vergebens auseinander, daß man zur Landesverteidigung nicht nur Leute brauche, sondern auch Pferde, Fahrzeuge, Munition und anderes, und daß man mit beliebig zusammengestellten Milizen nicht Krieg führen könne; daß sie zahlen müßten, wie alle anderen. Als ihre Vorstellungen nichts fruchteten, griff Marie mit ähnlichem Ungestüm wie früher Margarete zu Gewaltmaßregeln.

Das Rechtsgefühl der Bürger stützte sich auf die alten, wie man meinte, verletzten oder gar von den Vornehmen verheimlichten Privilegien. Da die Schöffen und ihre Vertreter eine Neigung zum Entgegenkommen zeigten, setzte sich der Konflikt mit der Königin um in einen Kampf zwischen den Radikalen und den Amtsgesessenen. Das übliche Mißtrauen der kleinen Leute gegen die Geschäftsführung der Herren, die angeblich im privaten Leben wie im diplomatischen Verkehr auf Kosten der Stadt lebten, nahm immer bissigere Formen an. Der Streit griff auf die Städte und Städtchen der Landschaft über, die das Beispiel Gents für sich verwerteten und, weniger widerstandsfähig, gleichwohl die Freiheiten von Gent begehrten.

Marie sandte ihre besten Leute nach Gent; im April 1538 Louis van Schore, später Lambert de Briarde und Adolf de Bourgogne, Herrn von Beveren; den Grafen Lalaing nach Audenarde — eigentlich vergebens. Die Boten der Königin gerieten selbst in Lebensgefahr. Die Gegensätze trieben zur offenen Revolution und zum Landesverrat, als die Genter Verbindung mit Frankreich suchten, wo sie der König freilich in seiner damaligen Stimmung abfahren ließ. Aber es entwickelte sich auch sonst etwas Ähnliches wie bei den Comuneros in Spanien. Man behauptete, der Kaiser wisse von alledem nichts. Sie wollten an den Kaiser appellieren. Bis zur Ankunft des Kaisers sollte alles verschoben werden.

Neuwahlen brachten erst recht innere Erregungen, und der äußere Konflikt schlug nun um in persönliche Gehässigkeiten. Die Flucht einzelner Bürger vor der Leidenschaft der Massen rächte sich an ihren Standesgenossen; nichtige und schlecht begründete Vorwürfe zogen altangesehene Glieder des Rats in Verfolgung. Der große Saal des Gravesteen sah empörende Szenen, als man den fünfundsiebzigjährigen Lievin Pyn schamlos auf der Folter verhörte, ihn durch Abrasieren der Haare schändete — wie man meinte zur Vertreibung teuflischer

Hilfe —, ihn bei seiner Standhaftigkeit wiederholt marterte und schließlich zum Tode verurteilte. Der alte Mann bewies heroischen Mut, und als man ihn zur Richtstätte trug, sprach er zum Volk noch überlegene Worte des Verzeihens. Aber wie an ihm, so handelte man an vielen anderen unter dem Einfluß gemeinschädlicher Schreier, die es in solchen Zeiten überall gibt. Die Richter bewiesen weniger Mut als die Angeklagten. Einer der grotesk volkstümlichen Tiefpunkte dieser Revolution war die Zerschneidung des Calfvel, der Stadtordnung, die der Kaiser 1515 noch als Erzherzog vollzogen hatte. Die Feszen und die Partikelchen der vernichteten Urkunde trugen sie stolz und johlend an Hüten und Kleidern. Von der Königin Marie sagten sie, man solle sie in ein Kloster schicken; sie wollten nicht von Weibern regiert werden.

Es ist richtig, daß Marie unerschütterlich und mit unverhüllter Härte auf dem Standpunkt der Souveränität verharrte. Aber vertrat sie nicht das Interesse des größeren Staates, dessen Schutz sich sonst die Wirtschaft so gern gefallen ließ? Und zeigten nicht die radikalen Führer des Volkes denselben Starrsinn in viel brutaleren Formen und zum offenkundigen Ruin der Stadt? Handel und Gewerbe litten gewaltig. Lange Zeit wurde nicht gearbeitet, und die Ausfuhrverbote nützten nichts, wenn die Vorräte versiegten. Die Erregung griff in immer schärferen Formen auf das Land über, und im Herbst 1539 sah man, daß Flandern sich in einem Fieberrauch des Aufstandes befand. Das war einer der Gründe, von denen Karl in Spanien gesagt hatte, die Verhältnisse seiner Untertanen nötigten ihn, in die Niederlande zu ziehen.

Daselbe wiederholte er trocken und kühl der ersten Deputation der Genter in Valenciennes. Am 14. Februar zog er selbst pomphaft und eindrucksvoll in Gent ein, begleitet von der Königin, von dem päpstlichen Legaten, von Gesandten, Fürsten und Herren aus den Niederlanden, Deutschland und Spanien. Aber auch von beträchtlichen Truppen zu Pferde und 5000 Landsknechten. Mit all dem Gepäck und Zubehör dauerte der Einzug sechs Stunden. Karl nahm Quartier in seinem Geburtshaus, dem Prinzenhof; die Truppen wurden auf die Stadt verteilt, die sich nun nicht mehr zu rühren vermochte.

Auf das Bild der Willkür folgte das nicht minder schreckliche der neuen Fürstenmacht mit ihren Söldnern.

Am 17. Februar 1540 wurden die Führer der Bewegung vorgeladen; einige waren entkommen; auf ihre Köpfe wurden Preise gesetzt. Am 18. erfolgten weitere Verhaftungen. An seinem Geburtstag, dem 24., beschied der Kaiser den Rat in das Palais, wo ihm der Generalprokurator von Mecheln die Untaten der Stadt vorhielt, Aufruhr, Willkür und Majestätsverbrechen.

Während die Stadt noch ihre Antwort vorbereitete, holte der Kaiser seinen Bruder in Brüssel ab, in dessen Gegenwart sich das Weitere abspielte. Zunächst die schroffste Ablehnung des Rechtfertigungsversuches der Stadt. Am 3. März begannen die peinlichen Verhöre, denen die Exekutionen folgten an derselben Stelle, wo Lievin Pyn hingerichtet war und so mancher andere. In der höchsten Not wandte sich die Stadt an Marie um Fürbitte in ehrerbietiger Begrüßung. Die Königin antwortete, es sei etwas spät, sie zu begrüßen, da sie schon einen Monat da sei; aber wie sie verzeihe, so wolle sie auch nach Kräften mit für die Herstellung der Ordnung sorgen. Mehr noch als die Gerichte lasteten auf der Bevölkerung die einquartierten Knechte mit ihrem Übermut. Darüber hinaus legte Karl ein ganzes Stadtviertel mitsamt den Kirchen nieder, um eine Zitadelle zu errichten; sein nächstes Codizill enthielt dafür ein Sühnelegat von 30 000 Gulden aus spanischen Einkünften.

Am 29. April erfolgte der feierliche kaiserliche Spruch über die Stadt. Gent habe durch Empörung gegen seinen Erbherrn und Souverän alle Rechte und Freiheiten verwirkt. Das gesamte öffentliche Eigentum wurde konfisziert, der Stadt ihr Waffenschmuck genommen, Geschütze und Munition, auch die große Glocke, der Roland. Der Kaiser verlangte feierliche Abbitte, und diese erfolgte am 3. Mai in den herzerreißenden Formen, wie sie einst Mailand erlebt hatte. Die Schöffen und ihre Leute, dreißig vornehme Bürger, alle in Schwarz, barhaupt und barfüßig, sechs Vertreter jeder Zunft, fünfzig Weber und fünfzig Vertreter der Radikalen, die man Creesers nannte, in Hemden und mit dem ihnen vom Henker angelegten Strick um den Hals, begaben sich in traurigem Zuge vom Schöffenhause zum Schloß, um hier kniefällig Verzeihung zu erbitten. Am nächsten Tage wurde die karolinische Concessie, das neue fürstliche Statut, verkündet und damit das mittelalterliche Gent begraben.

Während der Kaiser in seinem tiefverletzten Souveränitätsgefühl furchtbare Justiz übte, fanden gleichzeitig in den Gemächern des Prinzenhofs diplomatische Verhandlungen statt über die Familienfragen und die weitere Behandlung der deutschen Dinge, auch über Verwaltungsangelegenheiten der Niederlande.

Noch von Gent aus, am 24. März, gab der Kaiser dem französischen Hofe durch seinen Gesandten Bonvalot, Abt von St. Vincent, Bescheid. Die Mitteilung ist eins der merkwürdigsten Schriftstücke. Alle jene Alternativen schienen vergessen; einseitig und mit dem Anspruch eines ganz großen Entgegenkommens bereitete der Kaiser seinem Schwager die herbste Enttäuschung. Statt zu verhandeln oder in bezug auf das eigentlich umstrittene Mailand

eine neue Form zu finden, rührte er das Problem von Burgund wieder auf durch den Vorschlag einer Ehe seiner Tochter Maria mit dem Herzog von Orléans, denen die Niederlande und Burgund mit allem Zubehör erblich übertragen werden sollten. Der König müsse zugeben, daß diese Herrschaft um vieles stattlicher sei als Mailand. Seine Geschwister hätten unter Zurückstellung eigener Wünsche auch nur zugestimmt, um die Freundschaft mit Frankreich auf alle Weise zu fördern. Mit Geldern und Bütphen zusammen wären diese Länder eines der schönsten Königreiche der Christenheit. Das fürstliche Paar solle schon zu seinen Lebzeiten in seinem Namen die Niederlande regieren. Beim kinderlosen Tode der Infantin müßte freilich das Land an ihn zurückfallen und, da er zugunsten dieses Paares auf Burgund verzichte, so erwarte er vom Könige den Verzicht auf Mailand; außerdem dessen Hilfe zum Erwerb von Geldern, Rückgabe von Charolais, St. Pol und Hesdin. Sonderbestimmungen würden notwendig sein für den Fall, daß Maria Spanien erben sollte oder der Herzog von Orléans Frankreich. Um Ferdinands ältesten Sohn, dem Maria früh bestimmt war, zu entschädigen, schlage er dessen Ehe mit Madame Margarete vor, die dann eine mächtige Königin werde, wofür Frankreich gewiß schon jetzt gern König Ferdinand in Ungarn unterstütze. Für den Prinzen von Spanien kam er auf die Erbin von Navarra zurück, „damit auch diese Ansprüche bereinigt würden“. Für Eleonores Tochter müsse man sorgen, dem Herzoge von Savoyen seine Länder zurückgeben. Auf seine eigene Wiederverheiratung verzichte er, schon wegen seines Alters — für König Franz gewiß ein besonders bitterer Satz. Endlich solle man zum Heile der Christenheit einen allgemeinen Frieden schließen zwischen ihnen, dem Papst, dem Reich, Portugal, Polen, England, Schottland, den Herren von Italien und der Schweiz.

Konnte Karl wirklich hoffen, so leichten Kaufes alle in den letzten Jahren umstrittenen Gebiete zurückzuerlangen oder zu sichern? Vor allem Burgund und die verlorenen Teile von Artois mit St. Pol und Hesdin, dazu Geldern und Bütphen, auch Savoyen und Ungarn, und alles das unter förmlicher Anerkennung seines Rechtes auf Mailand? Karl muß das geglaubt haben, denn er war höchst verwundert, als von Frankreich Antworten kamen, die seine eigene Unbescheidenheit allerdings noch übertrumpften. Er teilte sie Ferdinand mit und bemerkte dazu, sie wollten sich zunächst zurückhalten und an die erneuten eigenhändigen Versicherungen des Königs glauben, daß er ihr wahrer und bester Freund sei. Allein konnte er dergleichen annehmen, wenn er die französischen Gegenforderungen auch nur flüchtig las?

Der Herzog von Orléans müsse schon das uneingeschränkte Erbrecht auf die Niederlande erhalten, begehrte der König; in diesem Falle wolle er zur Zeit keine Forderungen wegen Mailand erheben — für den Fall eines unbeerbten Todes des Herzogs aber alle seine Rechte auf das Herzogtum behalten. Sterbe Maria vor dem Herzog, so solle dieser ihr Erbe sein, wenigstens bis zur Restitution Mailands. Er lehne es auch ab, die Verträge von Madrid und Cambrai erneut zu bestätigen. Savoyen wolle er behalten im Interesse seines Landes, den Herzog vielleicht in Frankreich entschädigen.

Der Kaiser antwortete entsprechend, daß er neben den Niederlanden nicht auch noch irgendeinen Anteil an Italien zugestehen könne. Nun kam Frankreich auf die alte Forderung zurück, mit Mailand belehnt zu werden, wie einst Ludwig XII. Es wurde immer deutlicher, daß die beiden Schwäger in den letzten Monaten von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgegangen waren und zu ernstlichem Entgegenkommen keine Neigung verspürten. König Franz stürzte sich alsbald wieder in die europäischen Parteiungen gegen den Kaiser. Hatte er früher nach dem bewährten französischen System eines Verbündeten im Rücken des Gegners bei allen Kämpfen dem Herzoge von Geldern Rückhalt gegeben, so bot er jetzt dem viel mächtigeren Herzog von Cleve dieselbe Anlehnung und beschwor damit für den Kaiser und die Niederlande noch größere Gefahren herauf, als früher.

Dem hier lag längst die dritte große Sorge, die Karl nach den Niederlanden gerufen hatte und die ihm auch für Deutschland die friedlichen Mittel so nahe legte. Der Herzog von Geldern, Karl von Egmont, der noch am 10. Dezember 1536 im Vertrag von Grave seine Ansprüche auf Drenthe und Groningen aufgegeben und erneut die Erbfolge Karls V anerkannt hatte, kündigte im Oktober 1537 seinen Ständen an, daß er beabsichtige, sie nunmehr durch einen mächtigen Fürsten zu schützen, den König von Frankreich. Das löste eine allgemeine Entrüstung aus, insbesondere bei den Städten Nymwegen, Zutphen, Roermond und Venloo. Indessen der Marschall Martin van Rossem und andere huldigten wirklich Frankreich. Der Herzog verhandelte in Arnheim mit den Städten. Legitimer Erbe wäre sein Neffe Anton, der Sohn des Herzogs von Lothringen und der Philippine von Egmont gewesen. Die Stände von Geldern aber bestimmten, ebenfalls ohne Rücksicht auf die Abmachungen mit dem Herrn der Niederlande, den Sohn des Herzogs von Cleve zu ihrem Herrn. Alsbald reklamierte der Vater die alten Anrechte seines Hauses auf Geldern, die einst Gerhard von Jülich an Karl den Kühnen verkauft hatte. Nach Empfang dieser Nachrichten schritt die Königin sogleich ein, aber der

Kaiser wünschte, bei der damaligen Lage die Dinge hinzuziehen. Da starb am 30. Juni 1538 nach fast fünfzigjähriger Regierung der Herzog von Geldern; im nächsten Winter, am 6. Februar 1539, folgte ihm Johann von Jülich-Cleve im Tode. Sein Sohn Wilhelm war nun Herr von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg, sowie Prätendent von Geldern und Zutphen. Gerade ihn aber zog nun König Franz in die engste Verbindung mit der französischen Politik, um durch seine Person so gut an der niederländischen, wie an der pyrenäischen Front gleichsam Sturmschanzen vorzuschieben. Am 15. Juli 1540 wurde zu Châtellerault seine Ehe mit der zwölfjährigen Jeanne d'Albret, der Erbin von Navarra, wenigstens rechtsförmlich vollzogen. Die Prinzessin hat gegen die Nötigung durch ihre Mutter und ihre Gouvernante leidenschaftlich protestiert und diesen Protest am 14. Juni 1541 vor Zeugen wiederholt. Aber der König von Frankreich ließ nicht nur die kirchliche Trauung vornehmen, sondern ebenfalls vor Zeugen den jungen Herzog auch das Bett der Braut teilen.

Ohne noch von diesen Dingen zu wissen, schilderte der Kaiser schon durch sein Schreiben an König Ferdinand vom 17. Juni die Lage durchaus ernst. „Da ich angesichts der Verhältnisse in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden wirklich nicht in der Lage bin, Gewalt zu gebrauchen, so wäre eine Verhandlung mit den Vertretern des Herzogs und der Stände, etwa in Holland, wohin ich mich begeben, sehr erwünscht, damit ich mein ganz evidentes Recht auf Geldern vertreten und die Einwohner des Landes versichern könnte, daß ich sie bei allen Freiheiten und Gewohnheiten belassen würde.“ Gut wäre auch, schrieb er weiter, die Beziehungen zu Lothringen zu pflegen und für den Fall, daß es nicht zur Verbindung der Herzogin-Witwe von Mailand mit dem Erbprinzen von Lothringen kommen sollte, diesem dann eine der Töchter Ferdinands in Vorschlag zu bringen. „Denn von seiten Frankreichs wird alles geschehen, zu verhindern, daß sie sich an uns anschließen.“

Lebhaft ergriff der Kaiser am 2. Juli auch Ferdinands Idee, den Kurfürsten von Sachsen vom Landgrafen zu trennen durch Bestätigung seiner Erbverbrüderung mit Jülich-Cleve, sowie durch das Angebot einer Verbindung des Kurprinzen mit einer Tochter König Ferdinands. Ja, man erwog sogar, dem Kurfürsten, falls er gegen Geldern Hilfe leiste, die Jülich-Cleve abzuerkennenden Lehen zu übertragen — ein ähnlicher Plan, wie er später bei Moritz gegen eben diesen Kurfürsten glückte.

So blieb die Losung des Kaisers noch für lange Zeit diplomatische Rüstung, aber Vertagung der Entscheidung. Darüber wurde die Lage für ihn immer

schwieriger. Denn man erfuhr, daß nicht nur auswärtige Mächte, jetzt auch der König von England, der am 6. Januar 1540 Anna von Cleve geheiratet hatte, sondern auch deutsche Fürsten aus beiden Lagern geneigt waren, die Politik des Herzogs von Cleve zu unterstützen. Grund genug, in Deutschland äußerst behutsam vorzugehen.

Die von Lund in Aussicht gestellte kaiserliche Verfügung, die den Frankfurter Anstand auf fünfzehn Monate verlängert hätte, erfolgte nicht. Aber es gab auch keine Widerrufung oder Verlesung des Anstandes von seiten des Kaisers. Dagegen wurde Lund von der Kurie und von den schroff altkirchlichen Kreisen in Deutschland mit der Verdächtigung verfolgt, er habe sich in Frankfurt bestechen lassen. Sein politischer und persönlicher Gegner Matthias Held tat das Seinige dazu, und aus einem Briefe Karls an seinen Bruder erfahren wir, mit welcher Heftigkeit die beiden vornehmen Räte sich auch beim Kaiser übereinander beklagten. Im ganzen überzeugte sich der Kaiser wohl bald, wie wenig gut der Heißsporn Held zur Zeit in seine Politik paßte; und ohne viel Bedauern ließ er den alten Vizekanzler nach und nach aus seinem Amte scheiden; sein Nachfolger wurde, wohl im Mai des nächsten Jahres, Johann von Naves.

Daß der Türkentag von Worms ohne Erfolg verlief, war die erste Enttäuschung der auf den Frankfurter Anstand gesetzten Hoffnungen. Aber gegen die erneuten Bestrebungen der Kurie, nun doch das Konzil zustande zu bringen, hielt der Kaiser, immer mit Rücksicht auf seine ältere Abrede mit Frankreich, an seiner Concordienpolitik fest. Dabei mußte er sich des Druckes von beiden Seiten erwehren; an demselben 24. Februar, an dem er in Gent sein Urteil ankündigte, hat er sowohl den Kardinal Farnese, wie die Schmalkaldischen in Audienz empfangen; Anfang März folgte ihnen Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der wie früher auf den Krieg gegen die Schmalkaldischen drängte. Farnese klagte über des Kaisers Schwäche, wie nur je ein bayrischer Rat. Der Kaiser dagegen zweifelte prophetisch an der Zuverlässigkeit der Kurie, wenn es Ernst werde. Hinter dem ungestümen Drängen des Braunschweigers vermutete er eigensüchtige Motive —, den Besitz von Goslar. Schon die Klugheit zwang ihn zum Verhandeln.